

ginnen sie zu erblassen und zu zittern. Der Puls setzt aus, die Augen werden blaß und trübe. Und im Moment, wo die bebenden Hände die Pillen halten, die Blätter in die kurzen Pfeifen stopfen, das Pulver hinunterschütten, kehrt die Ruhe wieder. Die Leute werden witzig und gesprächig, und die ersten Stadien des Rausches setzen ein, wie ein Schleier legt sich das Gift um das Bewußtsein des seligen Rauchers.

Die Pariser Opiumhöhlen sind jedermann für ein Eintrittsgeld von zehn bis zwanzig Franks zugänglich. Sie befinden sich meist in Privatwohnungen, die nur auf bestimmte Zeiten geöffnet werden. Man erhält die Schlüssel zu einer der Kabinen und schreibt auf eine Tafel an der Außenseite der Tür die Stunde, zu der man am nächsten Tage geweckt werden will. Der Rauchtisch mit den Giften wird hineingesetzt. Auf ihm brennt eine Lampe zum Erwärmen der Pfeifen, stehen die Kassetten für Opium und Haschisch, die Schalen zum Mischen der getrockneten Blätter, vielfach noch eigenartige japanische oder indische Figuren in den verschiedensten Dessins zur Anregung der Phantasie der Raucher. Die Pagoden nicken, die Tänzerinnen beginnen sich zu bewegen, die Götzen schneiden Grimassen, die Elefanten schwingen ihre Rüssel. Und bald tut sich eine Welt der Wunder auf. Flüsse strömen flußaufwärts, Menschen tragen ihre Köpfe unter dem Arm, Tempelhüter bekommen Tierköpfe mit menschlicher Psychologie.

Wie verbreitet das Laster des Opiumrauchens in den Weltstädten trotz des meist offiziellen Verbotes ist, beweist der ungeheure Konsum. Opium wird mehr verlangt, wie das noch unbekanntere Haschisch. In den Städten orientalischer Kultur ist der Genuß der Gifte ein so allgemeiner, daß die Eingeborenen das Narkotikum als Nahrungsmittel auffassen. In der falschen Annahme, daß bei Genuß des Giftes das Klima leichter zu ertragen ist, verfallen die Europäer dem gleichen Fehler. Als ein neuer Generalagent von Cochinchina dem eingeborenen Residenten einmal mitteilte, daß er das Opiumrauchen in jeder Form unterdrücken werde, erwiderte ihm der Eingeborene: „Nun wohl, wenn Sie das Land entvölkern wollen.“ —

In Berlin existiert meines Wissens nach keine offizielle Opiumhöhle. Und wenn die verschiedenen Morphinisten- und Opiumfilms, auf denen in jeder Ecke mit verzückten Mienen die Opfer sich Einspritzungen machen (mit Instrumenten, die die Größe der richtigen kleinen Hautspritzen um das Dreifache übersteigen), keine Propaganda dafür machen, ist die Einführung derartiger Instrumente in Deutschland vor der Hand wohl kaum zu erwarten.

In Paris gehört der Besuch der Opiumkneipen entschieden zum Interessantesten, was die Seinstadt dem Beobachter bieten kann. Und es gibt verschiedene als Morphinistinnen bekannte Frauen, die sich in den Logen der Theater Einspritzungen machen oder im Innern ihres Automobils Opiumpfeifen angebracht haben. Und nichts gibt die teuflisch-schwüle, weißlichblauen Rauches durchschwängerte Atmosphäre besser wieder als Matignons Gemälde, die in sinnlich-zuckender Ekstase sich windenden Frauenkörper, deren raffinierte Toiletten sie nur teilweise verhüllen, die sinnlos gefährliche Leidenschaft, die die blühende Jugend hinwegraffen in wenigen nächtelangen Orgien, hervorgerufen durch ein winziges Kügelchen, eine Messerspitze voll Pulver, drei, vier klebrige Blattspitzen. —

~